

Die Leiden des jungen Osman

Ehrenkodex-Schmerzen: Ein Stück von Sema Meray in Heilbronn

Am Ende kehrt die Mutter mit blutigen Händen zurück. „Sie keine Hure, sie wieder Hure...“, stammelt die Frau – und man ahnt: Hülya ist tot. Im Sommer hätte sie ihr Studium beendet und nein, danach hätte sie nicht diesen Muhsin aus der Türkei geheiratet, danach wollte sie endlich frei sein. Nun lebt die junge Frau nicht mehr. Die Moscheegemeinde ist zufrieden, die Ehre wiederhergestellt.

Trotzdem will Sema Meray nicht von Ehrenmord sprechen, sie nennt es schlicht Mord. Sie hat „Die Leiden des jungen Osman“ im Auftrag des Theaters Heilbronn geschrieben und bei der Uraufführung auch Regie geführt. Meray ist selber als Türkin in Deutschland aufgewachsen und weiß, wie schwierig es ist, sich zwischen türkischem Ehrenkodex und westlichen Werten zu positionieren – nicht nur für Mädchen, sondern vor allem auch für junge muslimische Männer, die das väterliche Gesetz exerzieren sollen. Ihnen hat Meray ihr Stück gewidmet, die Geschichte eines Jungen, der sich weigert, die Schwester in die Schranken zu weisen. Weshalb es die Mutter schließlich tut.

Mehr als sechzig Prozent der Jugendlichen in Heilbronn haben einen Migrationshintergrund. Die Stadt besitzt bundesweit den dritthöchsten Anteil an Bewohnern mit Zuwanderungsgeschichte. Trotzdem ist es hier nicht anders als in den übrigen Städten: Das Theater konnte die Rollen nicht aus dem Ensemble besetzen, es musste türkischsprachige Gäste engagieren. Im Theater ist die Diversität der Gesellschaft noch längst nicht angekommen. Obwohl auf den Bühnen das Thema Partizipation künstlerisch immer häufiger verhandelt wird, ist Teilhabe nach wie vor nicht selbstverständlich – von „strukturellem Rassismus“ wird inzwischen gesprochen.

Sema Meray hat es als Schauspielerin immerhin ins deutsche Fernsehen geschafft. Sie spielte in der „Lindenstraße“ die Tante Hatice oder in „In aller Freundschaft“ die Mutter einer türkischen Krankenschwester. Das Fernsehen hat sie geprägt, auch ihr Schreiben. „Die Leiden des jungen Osman“ ist ein ordentlich durchkomponiertes Stück, bei dem Meray keine ästhetischen Experimente wagt, sondern den Konflikt stringent und pointiert erzählt. Die Figuren wurden eindeutig definiert: Osman (Serkan Durmus) ist ein sanfter Junge, der im Geschäft der Familie arbeitet, obwohl er Literatur studieren und Gedichte schreiben will. „Schwuchtelei“ nennen das seine türkischen Freunde. Der „Baba“ (Nizam Namidar) hat es immer dann am Herz, wenn die Kinder sich seinem Diktat widersetzen: „Schmerz mit Kinder kein Tablette helfen.“ Und da ist die renitente Hülya (Banafshe Hourmazdi), die über die „Moscheebärte“ schimpft und vor der „MSA“ warnt – Mullah Spitzel Allahs.

Bis heute, sagt Meray, sei in den meisten türkischen Familien noch „der Koffer unter dem Bett verstaubt“, darin die Werte der alten Heimat. In ihr Stück kommt aber eine effektvolle Wendung mit einer Figur namens Oliver. Osmans kiffender Klassenkamerad ging nach Berlin, um Informatik zu studieren und kehrt als militanter Moslem zurück. Er wettet gegen den „Hexenkesel“ der sogenannten Demokratie“ und würde Hülya am liebsten selbst zur Raison bringen. Was den Türken Tradition ist, wächst sich beim konvertierten Deutschen zu mordgeimem Fanatismus aus.

Obwohl die Produktion vom Innovationsfonds Kunst des Landes Baden-Württemberg gefördert wurde, hat man bei der Ausstattung in den Kammerspielen gespart und etwas lieblos schwarze Kästen auf der Bühne arrangiert. Dem Stück hätte auch eine fremde Regie gut getan, die spielerischer mit der Vorlage umgeht, als es die Autorin wagte. Trotzdem werden „Die Leiden des jungen Osman“ in Heilbronn vermutlich mehr bewirkt als manch andere elabrorierte Produktion auf dem Spielplan. Schon jetzt sind Andrang und Redebedarf beim deutschen wie türkischen Publikum enorm. Das Problem sei im Grundsatz bekannt, erklärte einer der Besucher beim Publikumsgespräch, aber er habe erst jetzt richtig begriffen, wie schwer es für Türken sei, sich den Gebräuchen des Gastlandes anzuschließen.

ADRIENNE BRAUN

NACHRICHTEN

Der fristlos entlassene Ex-Intendant des Wiener **Burgtheaters**, Matthias Hartmann, will knapp zwei Millionen Euro von seinem ehemaligen Arbeitgeber. Der Betrag setze sich zusammen aus alten Forderungen, aus Regie-Geldern sowie dem Gehalt bis 2019, teilten Hartmanns Anwälte mit. Die **Kündigung** halten sie für unwirksam.

DPA

Im Streit um die **Entlassung des Sempereper-Intendanten** Serge Dorny ist eine gültige Einigung gescheitert. Der Güutetermin im Dresdner Arbeitsgericht endete nach 20 Minuten. Der Freistaat Sachsen lehnte als Vergleichsbasis den mit 1,5 Millionen Euro für fünf Jahre dotierten Intendantenvertrag ab und bot 60 000 Euro. Das lehnte die Gegenseite ab. Der Belgier Dorny sollte das Amt am 1. September antreten, war aber im Februar gekündigt worden.

DPA

Der Architekt **Rem Koolhaas** hat den Wettbewerb um einen Neubau am Berliner **Springer-Haus** gewonnen. Der Entwurf sieht ein 30 Meter hohes Atrium vor. Er setzte sich gegen Konzepte der Bjarke Ingels Group und des Büro Olo Scheren durch.

sz

© 2014 Süddeutsche Zeitung GmbH, München. Jägliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Dieses süße Nichts

Kent Nagano gastiert mit seinem Orchestre symphonique de Montréal in München. Das Publikum empfängt ihn begeistert. Am meisten überrascht er mit seiner Zugabe: dem Boléro

VON REINHARD J. BREMBECK

Kurz wendet er sich zum Publikum in der ausverkauften Münchner Philharmonie, jeder denkt, dass er die zweite Zugabe ansagen will. Doch dann kommt nur ein fröhliches „Merci beaucoup!“ und schon gibt Kent Nagano den Auftakt zum markantesten Trommelmotiv der Musikgeschichte. Spielt er allen Ernstes Maurice Ravel's mehr als eine Viertelstunde langen Boléro als Zugabe? Er tut es. Das ist der fulminante Abschluss von Naganos Wiederkehr in jener Stadt, in der er sieben Jahre lang bis zum vergangenen Sommer als Musikchef der Oper arbeitete. Jetzt ist er wieder gekommen mit dem kanadischen Orchestre symphonique de Montréal, dem er seit acht Jahren vorsteht.

Nagano dirigiert das, was er so unübertrefflich hinreißend kann. Er bietet ein durch und durch französisches Programm mit nach wie vor innovativen Stücken: Claude Debussys Faunen-Vorspiel, die Fantastische Sinfonie von Hector Berlioz und das zweite Klavierkonzert des Wahl-Parisiers Franz Liszt, dessen virtuosen Aberwitz der Kanadier Marc-André Hamelin mit grandioser Beiläufigkeit ausstellt.

Für musikalischen Rausch ist er nicht zu haben – Nagano leuchtet lieber die Partituren aus

Smart und gut aussehend stürmt Nagano, 62, mit federndem Schritt aufs Podium. Kaum zu glauben, dass dieser Mann das Klassikpublikum stärker polarisiert als jeder andere Dirigent. All jene, denen ein musikantisch saftiger Zugriff wichtig ist, kommen bei Nagano nicht auf ihre Kosten. Denn der schiebt weder ein Riesen-Ego vor sich her noch drängt er sich als großer Zampano zwischen Partitur und Hörer. Noble Zurückhaltung kennzeichnet Naganos Dirigieren. Selbst auf den Höhepunkten des Boléro oder der Fantastischen Sinfonie sind die Saalwände deshalb nie in der Gefahr zu kollabieren. Diese elegante Zurückhaltung, diese verhalten distanzierte Art hat Nagano eine große Anhängerschaft auch in München eingebracht. Man erwartet von diesem Dirigenten nie den musikalischen Vollauch, sondern das behutsame Ausleuchten der Partituren.

Dementsprechend hat er auch die Symphoniker aus Montréal geformt. Das ist keine testosteronstrotzende Truppe, die zum Generalangriff auf die Partituren bläst. Die Streicher klingen hell, das Blech ist zu ungläublicher Zurückhaltung gewillt und die Holzbläsertruppe völlig homogen – selbst die Oboe, die bei vielen Ensembles gern hervorsteht, fügt sich mühelos ein.



„Merci beaucoup!“ Kent Nagano auf seiner Europa-Tournee mit seinem kanadischen Orchester.

FOTO: EPA/J.L. CERREJOLI/DPA

Mehr als nur Borussia

Dortmund wollte einen Investor das frühere Museum Ostwall schleifen lassen. Kehrt jetzt Vernunft ein?

Der älteste Profanbau, den die Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs der Innenstadt von Dortmund gelassen haben, stammt aus dem Jahr 1875. In das ehemalige „Königliche Oberbergamt“ zog im Jahr 1947 das „Museum am Ostwall“, die erste museale Neugründung in Deutschland nach dem Krieg, die sich bald international einen Namen machte. Dafür bürgten das Engagement für die Moderne und die hauseigenen Bestände von Expressionismus und Fluxus. Erbaut wurde das Haus durch den Berliner Architekten Gustav Knobloch, einen Repräsentanten der Schinkelschule.

In seiner heutigen Gestalt spiegelt das Dortmund Gebäude die Architekturschicht im Revier. Von seinen gründerzeitlichen Fassaden kündeten noch die erhaltenen Segmentbogenfenster, die in den 1950er Jahren so nicht mehr gebaut worden wären. Damals hatte man die beiden oberen Etagen abgetragen, um eine Ausstellungsfläche von realistischer Größe und Oberlicht für die Kunst zu gewinnen.

Dann kam die Europäische Kulturhauptstadt 2010 in den Ruhrpott. Dem Ostwall-Museum wurde ein Kulturbegriff „neuen

Typs“ verpasst und der Umzug in ein „Zentrum für Kunst und Kreativität“ verordnet. Der Weg führte ins ebenfalls traditionelle, aber totrenovierte „Dortmunder U“, eine eigentlich imposante backsteinerne Brauerei-Architektur am Hauptbahnhof, die nach der Herrichtung jedoch innen wie außen den Charme eines belanglosen Verwaltungsbaus hat. Der Neustart trägt für das Museum tragische Züge: Seine Existenz in der lebensvollen Architektur am Ostwall ist ein für allemal vorbei.

Als hätte es die IBA nie gegeben – die Internationale Bauausstellung, die dem Ruhrgebiet neue Optionen für altes Gemäuer erschlossen hat –, konnte in Dortmund ein Plan reifen, den der Rat der Stadt 2012 bestätigte. Das verwaiste Museum mit seinem originalen Lichthof – er ließ sich in zwei Weltkriegen nicht kaputt kriegen – sollte an einen Investor vermarktet werden. Der es dann, wegen der guten City-Lage, plattgemacht hätte.

Nun, hoffentlich nicht zu spät, regt sich bürgerschaftlicher Widerstand. Eine Initiative hat 8000 Stimmen gesammelt, Promis wie der Dortmunder „Tatort“-Kom-

missar Jörg Hartmann wettern gegen die drohende Zerstörung. Die am 25. Mai anstehenden Kommunalwahlen in Nordrhein-Westfalen scheinen segensreiche Wirkung zu haben: Jedenfalls spricht sich dieser Tage keiner der lokalen Spitzenkan-



Dahinter verbirgt sich ein historischer Lichthof: Das ehemalige Museum Ostwall in Dortmund.

FOTO: DIE URBANISTEN

didaten mehr für einen Verkauf der Liegenschaft aus. Sie haben, und das immerhin ist erfreulich an dieser Geschichte, offenbar gelernt, dass die Schleifung des Dortmunder Pionierbaus vielleicht doch nicht der Königsweg für die Stadt darstellt, schon gar nicht für die Außenwirkung, die nicht allein der Borussia überlassen werden kann. So hat sich jüngst auch der Oberbürgermeister, seines Zeichens Raumplaner, für den Erhalt ausgesprochen.

Gewiss, das frühere Ostwall-Museum ist kein Wahrzeichen des Reviers. Aber doch ein identitätsstiftendes Stück Dortmund, das an solchen architektonischen Zeiteugen arm ist. So darf man hoffen, dass der Rat bei seiner nächsten Sitzung am 10. April das auch so sieht. An Ideen für eine weitere Nutzung mangelt es nicht, auch nicht an kuriosen wie einem Museum für die Sammlung Gurllit. Ein vielversprechender Interessent steht dagegen mit dem Bauarchiv NRW bereit. Jüngster Zuwachs des Archivs ist der Nachlass des renommierten Architekten Josef Paul Kleihues – er hatte einst die Dortmunder Architekturtagung begründet.

GEORG IMDAHL

Raffinierte Rhetorik

Was die Erfolge des rechtspopulistischen Front National für die französische Kultur bedeuten könnten

Selbst wenn der Kandidat Philippe Lottiaux vom Front National bei der kommunalen Stichwahl am nächsten Sonntag in Avignon das Rennen tatsächlich machen sollte, würde er beim Theaterfestival im Sommer kaum den israelischen Choreografen Arkadi Zaides als „elitär“ und den chilenischen Regisseur als „dekadent“ beschimpfen. Der neue Festivalintendant Olivier Py, der für jenen Fall mit Rücktritt oder Wegzug aus Avignon drohte, braucht an seinem gerade angekündigten Vielsprachenprogramm nichts zu ändern. Dennoch ist die unwahrscheinliche Hypothese eines Siegs des Front National in Avignon lehrreich. Die Art, wie Lottiaux auf dem Gebiet der Kultur antritt, ist ein Vergrößerungsglas dafür, wie der Front National sich heute in die politische Landschaft Frankreichs einklinkt.

Das große Fuchteln, mit dem nach den ersten kommunalen Wahlerfolgen des FN 1995 der neue Bürgermeister von Orange in den Beständen der Stadtbibliothek aufklärte und die Subvention des Opernfestivals kappte oder der FN-Kollege in Toulon den Theaterintendanten Gérard Paquet

hinausmobbt, ist vorbei. Das kulturpolitische Programm der französischen Rechtsnationalen ist geschliffen wie die Reden der Parteivorsitzenden Marine Le Pen und sollte nicht im Zerrspiegel einiger Hauden gemissverstanden werden wie Jean-Claude Philpot aus Reims, der die regionale zeitgenössische Kunstsammlung unlängst als „Schatzkasten für Scheiße“ bezeichnete. In Avignon hütet der FN-Kandidat Lottiaux

Die Populisten sind jetzt auch für Zeitgenössisches zu haben – solange es populär bleibt

aux sich vor polternder Einmischung in die Programme, verspricht aber, gegen das mondäne Theaterfestival mehr auf ortsansässige Institutionen, auf Laientruppen und auf das populärere Off-Programm des Festivals zu setzen.

Die populistischen Rechtsnationalen wollen heute nicht mehr die „ganz andere“ Kultur. Mögen ihnen auch Denkmalpflege und Trachtenfeste besonders am Herzen liegen, sind sie für Zeitgenössisches aufge-

schlossen, sofern es populär bleibt. Eine klappernde Tinguely-Maschine bringt wohl auch einen strammen FN-Wähler zum Schmunzeln. Und mit raffinierter Rhetorik betont die Partei in ihrem Programm, dass das von Frankreich propagierte Prinzip der „kulturellen Ausnahme“ mit seinen Quoten doch nichts anderes bedeute als die Umsetzung ihrer „préférence nationale“, des Vorzugs von Einheimischem.

Hauptziel der Kulturkritik des Front National ist die von Ministerium, Verwaltung und Kunstmarkt beförderte angebliche Elitkultur, die das Volk nicht mehr erreiche und vor allem auf den Pariser Bühnen nur noch eine Sache für Eingeweihte sei. Der Front National scheut sich auch nicht mehr, dagegen den linken Theatermacher Jean Vilar und sein Théâtre National Populaire als Vorbild für Volksnähe aufzubeuten. Nur propagiert die Partei statt Vilars „Elite für alle“ schlicht Anbiederung ans Volk. Sie schlägt vor, das Publikum künftig die Theater- und Konzertprogramme mitbestimmen zu lassen und nur noch das zu subventionieren, womit sich viele Eintrittskarten verkaufen lassen.

Das beliebte Argument, dass 40 Jahre Kulturdemokratisierung von oben gescheitert seien, ist zugleich Stärke und Schwäche der neuen FN-Position. Dass die weltmarktgerechte Gegenwartskunst als Spekulations- und Diskursobjekt am Allgemeinpublikum vorbeiziehe, ist längst nicht mehr nur von ganz rechts zu hören. Zugleich sind die Zeiten vorbei, in denen der Front National ein homogenes Publikum aus Liebhabern von Louis de Funès, Marcel Pagnol und Jeanne-d'Arc-Umzügen ansprach. Zum FN-Publikum gehören mittlerweile ebenso Leute, die das Hochamt sonntags am liebsten auf Lateinisch gesungen bekämen, und solche, die eine Plastik von Murakami in einer Kirche noch lustiger fänden als vor drei Jahren im Schloss Versailles. Diese innere Zerrissenheit dürfte dem Front National dort, wo er tatsächlich Regierungsverantwortung übernimmt, noch Probleme bereiten.

Nach den Anfangsjahren, in denen die Bewegung ihre Doppelherkunft aus Erzkatholizismus und antikirchlichem Erbe von Charles Maurras, „Action Française“ kulturell tötswiege, und nach der Folgezeit, wo

Er ist zurück

Und unser: Die Korrespondenz Ifflands liegt wieder in Berlin

Die Iffland-Akten, 34 Bände mit Dokumenten der Berliner Theatergeschichte aus den Jahren 1794/1795 bis 1814 kehren nach Berlin zurück. Anfang des Jahres war zur allgemeinen Überraschung das Konvolut in Wien aufgetaucht. Das Antiquariat Inlbris hatte es erworben, um es für 450 000 Euro anzubieten. Schnell stellte sich heraus, dass Inlbris die Schätze von dem Berliner Archivar Hugo Fetting übernommen hatte. Wie der allerdings Besitzer oder gar Eigentümer geworden sein könnte, das blieb unklar. Richtiger: Schon eine flüchtige Prüfung zeigte, dass ein Eigentum an den staatlichen Archivalien wohl niemals hatte erworben werden können, dass also die Rechtsposition des Antiquariats zumindest fragwürdig war (SZ vom 11. 1. 2014). Ein Verkauf hätte sich unter solchen Umständen nur schwer realisieren lassen.

Der Senat beauftragte den Anwalt Peter Raue, Verhandlungen mit Inlbris aufzunehmen, diese Verhandlungen sind nun mit einem schönen Erfolg abgeschlossen worden. Inlbris schenkt dem Land Berlin die Iffland-Bände, wobei der Schenkungsvertrag festhält, dass Berlin bei seiner Rechtsauffassung bleibt, das Eigentum daran nicht verloren zu haben. Im Gegenzug erhält Inlbris 15 000 Euro zum Ausgleich der entstandenen Kosten. Damit hat die kleine Affäre ein zunächst höchst befriedigendes Ende gefunden.

Wie das deutsche Theatersystem entstand, erfährt man in Ifflands Briefen und Akten

Die 34 Bände sind nun wieder in öffentlicher Obhut. Nicht als Sammlung wertvoller Autografen, wohl aber als ein Archiv der Geschichte des Berliner und des deutschen Theaters sind sie von größter Bedeutung. August Wilhelm Iffland war zwischen 1796 und 1814 Intendant des Königlichen Nationaltheaters, unter ihm wurde Berlin zu einem Zentrum der deutschsprachigen Bühnenwelt. Wie diese Welt funktionierte, das lässt sich seinem Archiv entnehmen.

Es ist eine Sammlung von Verwaltungsakten, die nach Berlin ins Landesarchiv zurückgekehrt ist. Iffland war nicht nur Schauspieler und künstlerischer Leiter seines Theaters, er war auch für Verwaltung und Finanzen zuständig. Ein Schauspieler ärgerte sich, weil er die gewünschte Rolle nicht erhalten hatte, Freikarten wurde zugesagt und verweigert, Abonnements verkauft – das alles ging über den Schreibtisch Ifflands. Den Laien wird vieles davon nicht interessieren. Für die Erforschung des Theaters der Goethezeit, für seine Sozial- und Geschmacks Geschichte aber ist diese Korrespondenz von größter Bedeutung. Als erstes soll sie digitalisiert und ins Netz gestellt werden. Doch dann braucht es Geld, sie zu erschließen und wissenschaftlich auszuwerten. Wer das Geld dafür hat und freigibt, das ist die nächste Frage. Und die dritte, wie die derzeit zerstreuten Sammlungen zur Geschichte der Berliner Bühnen einmal zusammengeführt werden können.

STEPHAN SPEICHER

GEHÖRT, GELESEN, ZITIERT

Frauen rollen

Ruhm bringt Privilegien mit sich. Im Gangster-Rap etwa ist es ein klassisches Status-Symbol, seine Cannabis-Zigarette nicht mehr selbst drehen zu müssen. Auf die Frage des amerikanischen Musikmagazins „Rolling Stone“, ob er denn auch jemanden habe, der seine Joins dreht, antwortete er in Miami lebende Gangster-Rap-Superstar Rick Ross vor kurzem so unmissverständlich wie teilweise unübersetzbar:

„Ich habe jemanden, aber eigentlich habe ich gerade eine Frau dafür verpflichtet, die ich in Los Angeles in einer Apotheke traf. Sie ist sehr hübsch, grüne Augen. Ich fliege sie einmal im Monat für drei Tage ein, damit sie meinen gesamten Grass-Vorrat verarbeitet. I ain't smokin' with niggas anymore. I need a chick to roll my shit.“ sz

JOSEPH HANIMANN

svra051

SZ20140327S2108481